

**6.1.2020**

***Der Spur der Steine folgen - Epiphania***

Es macht Klack, klack. Dazwischen ein Scharren – regelmäßig, unaufdringlich. Ich hebe den Blick von der Zeitung, wartend auf den Zug zur Arbeit und sehe einen, der nicht sieht. Er folgt der Spur der Steine, die den Sicherheitsabstand gewährleisten. Eine Handbreit von der Bahnsteigkante nur verläuft sie – sichtbar für Sehende und mit weißer Farbe markiert. Spür- und hörbar für Nichtsehende, die die abweichende Höhe des Pflasters mit dem Blindenstock ertasten und hören können, wenn der Stock daran stößt und auf der anderen Seite wieder abgleitet: Klack, klack, Scharren, Klack, Klack, dann wieder Scharren und immer so weiter. Der Blinde geht sicher und unerschrocken – nur Zentimeter an der Bahnsteigkante vorbei. Er traut seinen Sinnen. Schaut nicht links oder rechts, lässt sich nicht ablenken von Musik in den Ohren, oder Smartphone vor der Nase. Was für ein Bild heute am Epiphaniastag. Dem Tag der Könige, die der Spur des Sterns folgten. Mutig, unerschrocken, immun gegen alle Versuche der Ablenkung und Irreführung. Kaspar, Melchior und Balthasar – wie auch immer sie in Wahrheit geheißen haben – so stelle ich sie mir vor. So werden sie den Weg zum Kind in der Krippe gesucht und am Ende gefunden haben. Weise aus dem Morgenland – unterwegs in der Fremde und dabei angewiesen auf ein Zeichen, eine Richtung, einen Wegweiser. Was hat sie aufbrechen lassen? Wie gelang die Orientierung? Ein Stern – so erklärt es die Bibel. Ein Stern, der ihnen im Morgenlande erschienen war. Die Fähigkeit, einmal nicht zu sehen, was alle sehen, einmal blind zu sein für alles andere und dabei sehend für das Eine, Wesentliche, denke ich mir an diesem Morgen. Und finde es ein schönes Sehnsuchtsbild: Die Weisen aus dem Morgenland, die so gar nicht abgelenkt und in Beschlag genommen sind von Familie, Haushalt, Arbeit und Verpflichtungen. Mal raus aus allem – ohne Ablenkung. Ohne Nachrichten, Bilder, Töne, Videos. Nur der Stern, nur das Licht, das sicher zum Wesentlichen führt – mitten durch den Alltag und manchmal auch knapp am Abgrund vorbei. Wär schön. Klack, klack, ein Scharren, Klack, Klack und wieder ein Scharren. Einer führt mich und leitet, damit ich getrost und klar meine Schritte setzen kann ins Unbekannte. Und ich folge dem König an diesem Morgen, der mir an diesem Morgen die Augen geöffnet hat.

**7.1.2020**

***Bei Gott hat seine Stelle...***

Berlin platzt aus allen Nähten. Manchmal fühlt sich die Stadt an wie ein Kleid, das nicht mehr passt. Das zwickt und nicht mehr sitzt und ungünstige Falten wirft. Viele, denen es reicht, ziehen dann weg, ins schöne Brandenburg, wo noch Platz ist und Luft zum Atmen und Raum. Und dann ist wieder kein Platz auf den Straßen morgens im Berufsverkehr oder in der Regionalbahn. Und jeder quetscht sich in die Gänge zwischen Duffte aller Art und atmet, wo keine Luft ist. Und ist froh, wenn irgendwo nur ein winziges Eckchen ist, wo man nicht stört und während der Fahrt nicht umfällt und nur halbwegs geduldet wird. Aber manchmal ist es auch anders. Ein Konzert in der Kirche. Weihnachtsoratorium. Alle sechs Kantaten. Gerade passend, um die Weihnachtszeit nun wirklich und endlich ausklingen zu lassen. Dieselbe Idee wie ich hatten wohl viele. Und so ist die Kirche bereits eine halbe Stunde vor Konzertbeginn brechend voll. Es gibt Karten, aber keine Plätze. Und so drängeln sich Menschen mit mir durch die Reihen, fragen hier und betteln da: Noch frei? Nur ein Platz? Ach besetzt, leider. Da kommen noch welche. Gleich mehrere. Der ausgelegte Schal signalisiert doch bereits: besetzt. Kein anderer erwünscht. Hier bitte nicht. Tatsächlich nachweihnachtlich wird mir zumute. Willkommen im wirklichen Leben. Fast will ich aufgeben, denn sechs Kantaten stehend in verbrauchter Luft, das ist mir doch zu viel am Ende eines Arbeitstages – Bach hin oder her. Da erhebt sich plötzlich eine freundliche Hand aus der Mitte einer Bankreihe. Freundlich winkt sie mir zu - ja, ich bin tatsächlich gemeint. Hier sei doch Platz. Man könne rutschen. Na kommen Sie – „**Hier ist Platz für Sie!**“ Ein Satz wie Balsam für die gequetschte Seele, wie ein prickelnder Schluck Sekt zum Jahreswechsel, wie Weihnachten im Januar. Wir kennen uns ja gar nicht. Hier war jemand einfach freundlich, gastlich, hilfsbereit. Rückt eng zusammen, damit es mit einem Mal ganz weit wird. Wie im Schlusschoral des Weihnachtsoratoriums, mit dem dieser Abend zu Ende geht. Wir lauschen gebannt, eng aneinander gereiht wie die Heringe in der Dose: Alte Worte. Sie berühren mein Herz und sie gelten auch 2020 noch: „Bei Gott hat seine Stelle das menschliche Geschlecht.“

**8.1.2020**

***Wooden Heart (85. Geburtstag Elvis Presley)***

„Wir gehen zum Amiplatz“ – dieser Satz markierte das Revier meiner Kindheit. Er stammt aus einer Zeit vor dem Begriff der Helikoptereltern, als Kinder noch unbewacht und unkontrolliert draußen in der Großstadt spielen durften. In einem klar abgegrenzten Gebiet, wo ein nachgeschobener Satz die Verabredung klar machte: „Um sechs bist du zuhause“.

Der Amiplatz. Es gibt ihn noch – nur heute ohne Amerikaner. In meiner Kindheit wohnten hier viele in Berlin stationierte US-Soldaten mit ihren Familien. Die Kinder gingen in die nicht weit entfernte John-F.-Kennedyschule. Im benachbarten Park feierten Deutsche und Amerikaner den Amerikanischen Unabhängigkeitstag mit einem großen Feuerwerk, und der Besuch des Deutsch-Amerikanischen Freundschaftsfestes war einmal im Jahr sommerlicher Höhepunkt für uns Kinder: Hamburger, Hotdogs, Riesenrad – ein Riesenvolksfest, wunderbar. Die Zeit der Alliiertenschutzmächte ist vorbei. Die Soldaten fort. Und mit ihnen ihre Familien und die Kinder, die damals den Platz bevölkerten. Die umliegenden Bungalows erinnern noch an ein Stück Amerika mitten in Berlin. Doch es spielen keine schwarzen Kinder mehr auf den Straßen. Es ist ruhig. Hier und da wird ein Hund spazieren geführt.

„Mussi denn, mussi denn zum Städtele hinaus...“ das sang 1960 kein geringerer als Elvis Presley – eine Reminiszenz an seine Armeezeit in Deutschland. Das deutsche Volkslied aus seinem Munde wurde in Europa ein Riesenhit. In Amerika blieben Plattenfirmen lange skeptisch. Erst 1964 erschien dort das Lied auf der B-Seite einer Single mit seinem englischen Titel „Wooden Heart.“ Ein Stück Herzschmerz hätte die früh verstorbene Rocklegende wohl empfunden angesichts dessen, was aus der deutsch-amerikanischen Freundschaft von damals heute geworden ist. Heute wäre Elvis Presley 85 Jahre alt geworden. Ein guter Anlass, sich an die Tage der Freundschaft und des gewachsenen Miteinanders unserer Nationen zu erinnern.

„Wir gehen zum Amiplatz“ – meine Kindheit hat das nahe Verhältnis von Deutschen und Amerikanern geprägt und bereichert. Ein „Deutschland zuerst“ oder „Amerika first“ ist mir seither fremd genau wie jede andere Form von Nationalpopulismus. Und ich halte die Hoffnung lebendig, dass es tatsächlich gehen kann: ein friedliches Miteinander der Völker.

**9.1.2020**

***Own the street***

Sie tun mir leid, diese Jugendlichen. Mal ausnahmsweise nicht wegen den Folgen des Klimawandels, die sie abkriegen werden – ja, auch durch meine Verantwortungslosigkeit. Sie tun mir leid, weil sie frieren müssen im Winter – auch wenn der nachweislich hier bei uns nicht mehr so kalt ist wie früher. Sie tun mir leid, wenn sie so vor mir herlaufen auf der Straße. Der ganze Körper richtig eingepackt in Daunenjacke, Schal und Mütze - nur die Füße. Was müssen die frieren. Turnschuhe statt Fellstiefeln – und damit nicht genug: zwischen Schuhen und Hosenbein klafft nackte Haut. Weder Strümpfe noch Strumpfhose, knappe Sneakersöckchen wie im Sommer – das ist der Trend. Und ich bekomme Gänsehaut allein schon beim Zugucken. Muss mich beherrschen, nicht übergriffig zu werden – ist ja nicht mein Sohn, nicht meine Tochter. Und dennoch liegt er mir auf der Zunge, dieser Müttersatz, der davon zeugt, dass man älter wird: Kind, zieh Dir was Warmes an, Du frierst doch!

Tun sie nicht – oder sie lassen es sich zumindest nicht weiter anmerken. Federnden Schrittes ziehen sie ihrer Wege, lässig, cool. Die Schuhe ein Bekenntnis, eine Lebenshaltung. Nicht gesettled eben, sondern unterwegs, schnell und beweglich statt eingefahren und festgelegt. Und bei allem vielleicht auch ein wenig heimatlos. Vielleicht zieht es darum auch ein wenig kalt an den Knöcheln. Vielleicht fehlt es darum – dies kleine Stückchen Stoff zwischen Schuhschaft und Hosenbein.

Own the street – damit wirbt großflächig eine Turnschuhmarke. Bedeutet so viel wie: Mache dir die Straße untertan! Sei unabhängig. Geh Deinen Weg. Auch die Jesusbewegung hat das getan. Sie war eine Wanderbewegung. Damals in Sandalen. Heute hätten die Jünger vermutlich auch auf praktische Sneakers zurückgegriffen. Jederzeit bereit zum Weiterziehen. Die Welt bewegen und ändern und darum selber beweglich sein. Und immer auch ein Stück heimatlos. Wir brauchen wohl heute beides: Mut zu Aufbruch und Veränderung – und das Gefühl der Beheimatung. Damit sie nicht frieren bei uns – unsere Kinder und jungen Menschen.

**10.1.2020**

***Der scheele Blick***

„Siehst Du scheel drein?“ Ich liebe dieses heute so ganz und gar nicht mehr übliche Wort für eine immer noch absolut übliche menschliche Schwäche: „Scheel“, das bedeutet so viel wie neidisch, eifersüchtig, missgünstig. Martin Luther gebraucht den Begriff in seiner Übersetzung des Gleichnisses von den Arbeitern im Weinberg aus dem Matthäusevangelium. Die bekommen am Ende alle den gleichen Lohn, egal wie lange sie tagsüber geschuftet haben. Da gucken alle anderen scheel drein – weil sie selber nicht mehr kriegen, obwohl sie doch länger und härter gearbeitet haben. Und werden am Ende vom Weinbergbesitzer auch noch gemäßregelt: Siehst Du scheel drein, weil ich so gütig bin?

Hand auf's Herz: Schon selber einmal scheel geguckt? Ich schon. Der scheele Blick kann sich auf vieles richten:

Auf den Nachbarn, der gleich zweimal im Jahr so große Reisen unternimmt: nach Italien und Australien. Warum hat der eigentlich so viele Urlaubstage, und woher nimmt er das Geld? Auf die noble Einbauküche des befreundeten Pärchens. Bei meiner klemmen die Schubladen und die braune Holzfront war im letzten Jahrhundert mal modern. Andere blicken scheel auf die Kollegin, die so charmant ist und eloquent und spielend die Karriereleiter erklimmt. Auf die 75jährige nebenan, die noch so rüstig ist und kerngesund und aussieht als wäre sie erst Ende fünfzig. Auf die Flüchtlingsfamilie, die vor dem Obdachlosen die wärmenden Sachen aus der Kleiderklammer ergattert.

„Nur wem Glück und Leben gegönnt waren, kann Glück und Leben gönnen,“ meint der Theologe Fulbert Steffensky. Und meint damit: Damit statt des scheelen Blickes ein gönnerhafter möglich wird, ist es wichtig, sich in Erinnerung zu rufen, was mir in meinem Leben alles Gutes wiederfahren ist. Das tun wir viel zu selten. Vermutlich sind auch einige Dinge darunter, die bei anderen den berühmten scheelen Blick auf mich verursachen. Ich habe im Januar damit begonnen, jeden Abend etwas in einem kleinen Notizbuch an meinem Bett zu vermerken, was schön war an diesem Tag. Und staune, wie viel mir dabei in den Sinn kommt. Oft kleine, auf den ersten Blick unscheinbare Dinge. Mein Blick auf mein Leben ändert sich beim Schreiben: Er wird freundlich und entspannt. Das scheele Schielen auf andere hat am Ende einen schalen Beigeschmack. Lassen wir es bleiben.

### **11.1.2020**

Der Begriff der „Wertschätzung“ ist gerade im Kommen. Ich begegne ihm immer wieder: In der Paarkolumne einer großen Frauenzeitschrift lese ich, wie wichtig es sei, dem Partner auch nach jahrelangem Zusammenleben Wertschätzung entgegenzubringen anstatt über liegengelassenen Socken und zu lautes Lachen in Gesellschaft herzuführen. Wie wichtig die Wertschätzung der Partnerin gegenüber sei: durch mitgebrachte Blumen und eine liebevolle Umarmung am Morgen, auch dann, wenn ihre Zähne noch nicht geputzt sind. Und auch für die Pflege von Arbeitsverhältnissen gilt, was für Liebesbeziehungen gilt: Ein Chef, der nicht wertschätzend mit seinen Mitarbeitenden umgeht, erntet Krankschreibungen, Kündigungen oder die innere Immigration. Auch im Team ist Wertschätzung wichtig, weshalb man negative Kritik besser niemals sofort einbringt, sondern vorbereitet durch Sätze wie: „Schön, dass Du diese kreative Idee geäußert hast, wir kommen später gerne darauf zurück...“

Was bedeutet also Wertschätzung? Ist es ein eingeübter Austausch an Nettigkeiten? Eine Art Tauschgeschäft – ein Wert gegen den anderen – um selber am Ende Gutes zurückzubekommen? Mittel zum Zweck also? Und um welchen Wert geht es hier eigentlich? Wen oder was schätzen wir wert? Die positiven Eigenschaften des anderen? Die Erfolge von Mitarbeitenden? Das Pflegeleichte, Funktionierende, Schönheit, Stärke?

Vor wenigen Tagen haben wir unter nadelnden Tannenbäumen die Geschichte von den Weisen aus dem Morgenlande erinnert, die damals dem Kind in der Krippe huldigten: mit wertvollen Geschenken – Gold, Weihrauch, Myrrhe. Danach zogen sie weiter. Hatten nichts von der geleisteten Wertschätzung. Nur einen kostbaren Händedruck, einen tiefen Blick in die Augen, eine Berührung vielleicht. Einen kostbaren Moment des Niederknien vor dem Neugeborenen, den sie vermutlich nie vergessen haben in ihrem Leben. Wertschätzung gegenüber dem Nackten, Kleinen, Geringsten. Zweckfrei. Ohne Hintergedanken. Ohne Kalkül. Ohne Berechnung. *Das* bedeutet Wertschätzung: ungeschminkt, ungewaschen, liebevoll, aufmerksam, zärtlich, zugewandt für einen kostbaren Moment. Einen davon für Sie heute – und für jemanden, den Sie wirklich schätzen.